

geteilt werden soll. Ich habe in obigen Sinne an den Chef des Generalstabes durch Botschaft schreiben lassen, der ganz meine Ansicht teilt. gez. Wilhelm I. R.

Zur gleichen Sinne ist gehalten, was der Generaladjutant des Kaisers General v. Blosien an den Generalstabschef v. Moltke zu melden hat.

Wotsdam den 28. Juli 1919. Se. Maj. der Kaiser und Königin lassen Eurer Excellenz folgendes mitteilen: Die Antwort der Serben auf das österreichische Ultimatum liegt jetzt vor. Nach Kenntnisnahme derselben befinden sich Se. Majestät, daß die Serben im wesentlichen alle an sie gestellten Forderungen zugesagt haben und daß damit für Österreich-Ungarn der Anlaß zum Kriege fortfällt. Sir Edward Grey hat insofern der gleichen Auffassung und Vermittlung aufgetreten, welcher Auffassung wir nicht anders als in unabweisbarer Weise entsprechen konnten, wenn wir nicht den Vorwurf auf uns laden wollten, daß wir zum Kriege trieben. Auf alle Fälle wüßte Österreich-Ungarn oder ein Kampfband mit Weidloch belegen als Bürgschaft, daß die genöthigten Forderungen von den Serben auch eingehalten werden. gez. v. Blosien.

Ebenso macht der Kaiser unter die verbliche Antwortnote selbst die Bemerkung: Eine brillante Leistung für eine Frist von 48 Stunden. Das ist mehr als man erwarten konnte, ein großer moralischer Erfolg für Wien. Damit fällt jeder Kriegspräsident fort und Österreich hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen. Daranbin hätte ich niemals Revidierung befohlen.

Des deutschen Volkes Ehrenpflicht

Der fürwahr Bekannte hat dem deutschen Volksgewer unzählige tiefe Wunden geschlagen. Leben und Gesundheit, Sob und Gut mühten wir auf dem Altar des Vaterlandes legen. Wir alle werden noch lange Zeit Leiden und Weh nur all das, das uns verloren ging, zu tragen haben, nur ganz allmählich wird ein Wiedererholen möglich sein. Für einen Teil unserer Volksgenossen aber gibt es kein Erholen, kein Wiederfinden von den Wunden und Schmerzen, die ihm der aramiane Krieg zugefügt. Wer kennt sie nicht, die uns zu Hunderten täglich begegnen, die das rote Kriegsgebid mit so harter Hand angelegt und ihren Leibern auf immerdar die Spuren und Narben des Leids aufgedrückt? Ein Meer von Krüppeln, arm, hilfsbedürftig, zu jeder rechten Arbeit unfähig gemacht, triffet ein kümmerliches Dasein. Sie empfinden viel mehr die Rote nie vernarbender Wunden. Sinzu kommen die vielen Tausenden, die den Ernährer verloren haben. Die Witwen.

Der Arbeit fehlt für sich und ihre unmündigen Kinder den notwendigen Lebensunterhalt erkämpfen müssen, die Kriegswaisen, die der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen, weil sonst niemand für sie sorgen kann. Trüb und traurig müssen alle diese Besamernswerten in die Zukunft schauen, jeder Tag bringt ihnen neue Last und neue Sorgen. Sollen wir ruhig mit ansehen, wie sie sich abqualen müssen. Können wir verantworten, wenn viele, zu schwach für den harten Kampf ums Dasein, erliegen?

Wir alle haben zwar genug Mühsal zu tragen, keinem von uns wird das Leben leicht gemacht, aber wir anderen, die der Krieg verdrängt, die mit geinunden Gliedern heimgekehrt, selber für unsere Existenz und die unserer Lieben ringen können, wir dürfen und können nicht die Kermsten unseres Volkes der rauhen Rot überlassen. Es gilt, eine Dankeschuld abzutragen. Für uns stehen Millionen auf den Schlachtfeldern ihr Leben, für uns wurden Hunderttausende zu Strümpeln. Ihnen muß daher auch unser Dant

gelten, wir alle müssen dafür sorgen, daß ihnen das Leben wenigstens einigermaßen angenehm und erträglich gestaltet werde. Die vom Staate vorgegebene Kriegsfürsorge reicht natürlich bei weitem nicht aus, um allen Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen in dem Maße zu helfen, als es notwendig wäre. Abgeordnete aller Parteien haben kürzlich erst in der Nationalversammlung die Miltstände gerügt. Die gerade auf dem Gebiete der Fürsorge herrschen. Die Regierung hat Abhilfe versprochen, wir erwarten ja, daß sie ihr Wort halten wird. Aber auch von unserer Seite kann viel für die armen Notleidenden getan werden. Es ist ja ganz unmöglich, daß der Staat aus seinen Mitteln allein eine zureichende Versorgung gewährleisten kann, er braucht unsere tatkräftige Unterstützung. Das deutsche Liebeswerk hat im Kriege Bewundernswertes geleistet, manche Not konnte gelindert werden, manche Träne wurde getrocknet. Soll die deutsche Milttätigkeit jetzt erlahmen, jetzt, wo der Krieg beendet ist, und wir alle wieder einer Friedenszeit entgegengehen, die, wenn sie auch noch manches Opfer von uns fordert, uns doch große Kosten anerkennen muß, uns dennoch wieder die Aussicht auf besserer Lage bietet, wenn wir den Mut nicht verlieren, den Stürmen der Uebergangszeit zu trotzen und uns vom Schicksal nicht völlig niederringen zu lassen. Auch die Kermsten unseres Volkes haben ein Recht auf bessere Tage. Ihnen aber ist es unmöglich gemacht, sie sich selber zu schaffen. Darum ist es unsere Ehrenpflicht, ihnen zu helfen. Wir müssen für Arbeitsmöglichkeiten für sie sorgen, damit wenigstens diejenigen, die noch einigermaßen den Gebrauch ihrer Gliedmaßen haben, sich sich helfen können. Es wird nicht allzu schwer fallen, solche Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Die deutsche Industrie ist so mannigfaltig, so vielgestaltig, leichte Arbeit gibt es überall, aber vielfach wird sie von solchen verdrängt, die mit größerem Nutzen an anderen Stellen verwendet werden könnten. Hier hat die Kriegsfürsorge ein geeignetes Arbeitsfeld, hier muß der Staat durch rechte Maßnahmen eingreifen. Unser ganzes Volk verlangt das. Für diejenigen, die gar nicht in der Lage sind, auch nur geringe Arbeit zu tun, fordern wir weitestgehende Unterstützung, wir alle ohne Ausnahme schließen uns den Wünschen der Nationalversammlung an. Das deutsche Volk ist bereit, sein Opfer zu bringen, niemand von uns wird sich scheuen, seinen Beitrag zu entrichten. Unsere Kriegsverlehten, unseren nicht umsonst für uns gelitten haben! Spektator.

Benjur — Ehrechte

Zu den Beratungen über diese Verfassungspunkte in der Nationalversammlung berichtet unser Weimarer Vertreter noch folgendes: Bei der Beratung über die Abschaffung der Benjur kommt es zu einer sehr erregten Auseinandersetzung zwischen Fehrenbach und dem Unabhängigen Cohn, der dem Präsidenten parteiische Geschäftsführung vorgeworfen hat. Die Unabhängigen suchen ihren Kollegen lebhaft zu unterstützen und drohen Fehrenbach, seine „Bewormung“ sich nicht gefallen lassen zu wollen. Die bürgerlichen Parteien und die Arbeiterpartei nehmen die Gelegenheit wahr, ihrerseits den Unabhängigen durch lautes Zutimmen der Worte Fehrenbachs ihre Enttäuschung auszusprechen. In einer kleinen Tischgruppe kommt es auch zwischen Cohn und Hausmann, dem der Unabhängige Unwahrheit in seinen Ausführungen vorgeworfen hat. Hausmann verwahrt sich ganz energisch gegen derartige Unterstellungen und wird hierbei kräftig von dem sozialistischen Abgeordneten Krüger, der in die Debatte eingreift, unterstützt. Die von Cohn erhobenen Antridigungen über die Filmstelle in der Reichskanzlei werden von dem Regierungsvertreter energisch zurückgewiesen.

Während der nun folgenden Abstimmung ereignet sich ein kleiner Zwischenfall. Von der Reichstribüne, die wieder sehr gut besetzt ist, schlendert ein Besucher ein großes Paket Flugblätter in den Sitzungssaal. Die Abgeordneten, ganz erkaunt über den ungeahnten Segen von oben, eilen aus ihren Bänken und suchen nach den Flugzetteln zu fassen. Eine große Unruhe entsteht, die noch vergrößert wird durch die erregten Zurufe des anscheinend nervenkranken Tribünenbesuchers. Im Lausfchritt eilen die Diener auf die Bänge, um den Störenfried zu entfernen, dem es aber trotzdem gelingt, unerkannt zu entkommen.

Bei dem Kapitel über Eherechte kommen die weiblichen Abgeordneten zu ihrem Recht. Unabhängige und Sozialdemokraten haben Anträge eingebracht, die für erhebliche Kinder die gleichen Rechte wie für erwachsene fordern. Während der Antrag der Sozialdemokraten nur dem Widerspruch der Rechten begegnet, verhält sich das Haus dem der unabhängigen Frau Agnes gegenüber völlig ablehnend. Es müßt der Abg. Biez nichts, wenn sie auch noch so sehr nach allen Seiten des Hauses hin Hilfe zu veruchen sucht. Die Abgeordneten lachen ihr nur, um Gelegenheit zu finden, der so „beliebten“ Frau zu ihrem Vortrage ironische Bemerkungen zu machen. Frau K e u h a u s vom Zentrum, die für die ehlichen Rechte von Mutterkass und Ehe tritt, ruft den größten Widerspruch bei der Linken und einem Teile der Demokraten hervor. Die Angriffe werden teilweise so heftig, daß der Abg. F u r t a g e von der gleichen Partei sich veranlaßt sieht, namens der Fraktion dagegen Verwahrung einzulegen und die Auffassung der Abgeordneten noch einmal besonders zu würdigen.

Beamtenrechte

Stimmungsbild aus der Nationalversammlung.

Präsident Fehrenbach gibt sich alle erdenkliche Mühe, die täglich länger werdenden und den Gang der Geschäfte lähmenden Debatten einzuschränken, aber alle warme Appellieren an die Einsicht der Redner nützt nichts. Besonders die Neulinge im Parlament versuchen täglich mehr, ihr Vortragstalent im Hause glänzen zu lassen und verlieren sich in endlose Ausführungen. Der Präsident muß daher andere Maßnahmen treffen, um einmal zum Ziele zu kommen. Die Erklärung, die er zu Beginn der Sitzung am Donnerstag macht, ruft zwar im ganzen Hause größte Heiterkeit hervor, aber den Gesichts vieler Abgeordneter kann man es doch deutlich anmerken, daß sie aufs höchste überrascht sind, und die Ausführung Fehrenbachs ihnen höchst ungeliebt kommt. Es war nämlich bis heute noch Mode, daß besonders die neuen Parlamentarier ihre Vorträge sehr überlick ausarbeiteten und nachher gewissenhaft, Postkarten für Buchstaben vom Papier abhaken. Obwohl dies dem parlamentarischen Gebrauch zuwider läuft, hatte der Präsident bisher Rücksicht obwalten lassen. Wie notwendig die Rücksicht zu den Regeln der Geschäftsordnung von der Mehrzahl des Hauses anerkannt wird, beweist die große Zustimmung, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wird. Der Erfolg zeigt sich bereits auch heute schon; die Redelust läßt nach.

Längere Zeit fällt die Abstimmung über die am Mittwoch beratenen Anträge über die Rechte der Frauen. Die Unabhängigen und Sozialdemokraten erleiden empfindliche Niederlagen.

Zu lebhaften Auseinandersetzungen kommt es wieder, als über die Beamtenfragen beraten wird. Die Sozialdemokraten zeigen sich am meisten unzufrieden mit der Regierungsvorlage, von ihnen sind allein drei Anträge eingebracht, die aber, statt die betroffenen Bestimmungen zu er-

Uli der Pächter

Von Jeremias Gottschell

(8. Fortsetzung.)

Wenn mein Vater selig wüßte, wie es ginge jetzt, er hätte sich noch im Grabe um und wer weiß, ob er nicht aufstünde und versuchte, Ordnung wieder zu schaffen, von wegen das war ein Mann, der nicht meinte, er müsse alles annehmen, wie es kommt und über sich ergehen lassen, was jedem Maulaffe gefalle. Der wollte zu allem, was ihn anging, ein Wortlein sagen, ließ sich die Ordnung nicht machen, sondern machte sie selbst, und nicht bloß so eine auf dem Papier, sondern eine, nach der er ging und eine, die er hielt. Ja, ich bin froh, daß ich daraus bin; es wird je länger je böser, und wer erst anfangen muß, kann mich dauern; begehre nicht an seinem Blase zu sein, wüßte nicht wie machen."

Joggeli war zu einem Einheizer geboren; namentlich würde er auf einem amerikanischen Dampfboote, wo man bekanntlich liebt, die Kessel zu heizen, bis sie springen, die vortrefflichsten Dienste geleistet haben. So heizte er allenthalben ein, wo er an einen Menschen kam, und wie es schien, um so heißer, je älter er ward. So heizte er auch Uli ein. Daß derselbe zu dampfen begann; doch sprang der Kessel, der Kopf, ihm nicht; denn nun begann ein anderer das Heizen und zwar bei Joggeli. Der liebe Gott rollte mit seiner Hand den mächtigen Donnertagen durch des Himmels unendliche Räume gewaltig und hehr. Es war, um sich menschlich auszudrücken, als ob der Herr über seinen Thron dahinfahre, zu schauen, was seine Kinder machen, ob heilige Sabbatruhe sei auf Erden oder ein wüßte heidnisch Getümmel, oder ob irgendwo ein töricht Menschenkind sich heigehen lasse, sein Korn, welches des Herren Sont ihm wachsen ließ, vor des Herrn Wetter zu bergen, als ob man irgendwo hinschließen könne vor des Herrn Macht. Nun begann Joggelis Berg zu beben und seine Stirne raudte; denn er fürchtete das Donnern sehr; er fürchtete es mehr als den Herrn selbst; denn erst wenn es donnerte, gedachte er an seine Ohnmacht und seine Sünden, an des Herrn Wort und Macht. Er war ein Kind ge-

blieben sein Leben lang, aber der Art eines, welches hinter dem Rücken der Eltern alles sich erlauben, nie ihrer gedenken, sobald dieselben außerhalb dem Bereich ihrer Sinne sind, aber in die Knie fallen, zitternd und bebend, wenn unerwartet sie derselben Stimme hören, und bitten und betteln um Schonung und Milde, oder in Ecken sich zu bergen und zu sichern suchen. Adam und Eva gleich, als sie des Herrn Stimme hörten. Als ernst und feierlich des Herrn Stimme aus den Wolken sprach, da strebte Joggeli mit schwachen Beinen vorwärts und sagte: er hülfte pressieren. Aber die Wolken riefen dem Sturme und schneller reiten auf des Sturmes Flügeln die Wolken, als so ein Joggel mit schwachen Beinen holpert. Das komme streng daher, sagte er, wenn sie nur irgendwo untertreten könnten. Bäume wären wohl, aber bei solchem Wetter hülfen sie wenig und seien sehr gefährlich. Wilder, gewaltiger schmetterte der Donner, blendend fuhren die Blitze, rot glühte die Straße, und doch war es noch heller Tag; groß und schwer fielen Tropfen nieder und tief beugten die Bäume sich. Es war, als ob sie die Nähe des Herrn fühlten. Er würde was geben, wenn er zu Hause wäre, sagte Joggeli, es blende ihn gar in den Augen; das möge er nicht ertragen. Der Mensch sei doch dumm zu laufen, wenn er zu Hause auch sein könnte. Wegen drei Kreuzern bringe ihn niemand mehr fort. Kreuzer hin, Kreuzer her, am Ende sei ihm das Leben lieber. Und was man an den Kleidern verderbe, wenn man so nah werde! An einen Regenschirm hätte er gar nicht gedacht. „Ein schöner Regen schadet alleweg nichts," sagte Uli, „wenn es nur nicht hagelt, mein Korn habe ich gutlos unter Dach." Gewaltig prasselte der Regen nieder, jeder Regenstrahl einen Finger dick. „Nah, nah wird man und du lieber Gott, wie das donnert! So habe ich es lange nicht gehört! Ja, du hättest deines unter Dach, aber denk an andere. Gewiß war noch mander dumm genug und machte heute nicht Garben, weil es Sonntag ist. Es gibt Leute, welche nie weisse werden, was wird das doch unserem Herrgott machen, ob einer Garben macht oder nicht am Sonntag? Die Leute sind doch noch so" — und ein glühender Bliz zuckte vorüber; geblendet schlossen sich ihre Augen und ein Donner krachte nach, als ob der Himmel geborsten wäre, wie eine gläserne Kiste, und in Millionen

Scherben zur Erde rieselte. „Das walte Gott," sagte Joggeli, „wir kommen nicht lebendig heim, wenn ich nur den Brief bei mir hätte, welchen einst die Mutter Gottes zur Erde fallen ließ. Ich kaufte ihn einem Luzerner ab für zwei Gulden. Wer den bei sich trägt, den tun die Elemente nichts und das Wasser nichts; aber ich dachte heute nicht daran, daß es gut sein könnte."

Fortan ward Joggeli stille; wahrscheinlich sagte er dem Brief her, den er vom vielen Lesen auswendig wüßte, und glaubte, er werde im Grunde so gut sichern und schirmen als in der Tasche. Er tat es wirklich auch; sie kamen lebendig heim, aber so nah, wie sie ihr Vstag wohl nie geseien. Uli meinte wenigstens, einen halben Fuß tiefer durch die Luft in den Leib hinein hat; es ihm gerechnet. Er wird wohl übertrieben haben; denn wenn dies auch bei Joggeli der Fall gewesen wäre, so hätte es in der Mitte zusammengeerregnet und sicher eine Wasserfontäne abgeseigt, und wir haben nichts davon vernommen. Gingenen schlotterte Joggeli bedenklich, brachte vor Bittern die nassen Kleider vom Leibe, froh so schnell als möglich zu Bett, so den Umhang fest zu, damit er das Leuchten der Blitze nicht sehe und hütfete vier Tage das Bett, bisweilen er Fieber zu haben glaubte. Noch viel länger aber als vier Tage brumnte er, wie das ein sauber Fingerdick sei in der Welt, daß, wer sparen und haufen wolle, von unserem Herrgott beregnet werde, daß er fast ums Leben komme. Sein Lebtag verlese er wegen Schuhnägel und drei Kreuzern seinen Schritt mehr. Daß ihm noch ganz was anderes im Kopf gestochen als Schuhnägel und drei Kreuzer, als er den Uli nach Gramlige gelodet, daß er dem Uli Kopfnägel einlopfen wollte und daß unser Herrgott mehr als Recht gehabt hätte, wenn er ihn nicht bloß beregnet, sondern auch besogelt hätte, das dachte Joggeli nicht von ferne. Er war nicht bloß von denen einer, die nimmer zur Wahrheit kommen können, sondern von den Unglücklichen einer, welche Menschen, Gott und sich selbst immerfort belügen und es nicht einmal merken.

Es gibt Worte, sie gehen in den Kopf, wie Spitter ins Fleisch; man merkt es nicht. Erst nach einer Weile fangen sie an zu sämerzen und zu eitern und oft hat man seine liebe Not, zu eh man sie wieder raus kriegt.